

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Deutsch-Südwest im Weltkrieg

Suchier, Walther

Berlin, 1918

Naulila

urn:nbn:de:bsz:31-39997

das Gebiet der Ukualuizi und Ukualufazi und werden überall freundlich-respektvoll begrüßt. Unsere Geschütze erregen ehrfürchtiges Staunen mit gelinder Angst gepaart, unsere Armee (von 350 Mann!) ist in den etwas dämmrigen Dvamboschädeln schon in die Hunderttausende angewachsen; das Land ist voll der unsinnigsten Gerüchte, die sich mit fabelhafter Schnelligkeit weiterverbreiten und ihren Weg leider wohl auch schon ins feindliche Lager gefunden haben. Die ersten Meldungen über den Gegner laufen ein; die Patrouillen der 2. Kompagnie haben mit den Portugiesen Fühlung bekommen. — Bald sind wir am Ziel!

Naulila.

Was wir bei unserem Abmarsch von Südwest über das portugiesische Fort Naulila wußten und gehört hatten, war nicht eben viel. Es sollte in der Landschaft Chinga liegen, nahe am Grenzfluß Kunene, etwas nordöstlich von Eriksonsdrift; es sollte im Oktober 1914 nur 16 bis 20 Mann Besatzung gehabt haben und eine alte rostige Kanone besitzen; es mußte von unserem jetzigen Standort in etwa zwei Tagemärschen zu erreichen sein — das war so ziemlich alles. Was würden wir vorfinden?

Man darf sich unter einem afrikanischen und oben drein portugiesischen „Fort“ selbstverständlich keine Befestigung nach europäischen Begriffen vorstellen. Diese Forts, deren die Portugiesen an der Südgrenze Angolas etwa zehn bis zwölf errichtet haben, sind im wesentlichen einfache Kasernen aus Backsteinen, die durch Borrats- und Munitionsräume erweitert und günstigstenfalls durch einen Wall und einige Dornbuschverhaue geschützt

sind. Irgendwelche Deckung gegen Artilleriefener bieten sie nicht, denn sie sind lediglich als kleine Bollwerke gegen die hier zum Teil noch etwas ungemütlichen Dyambostämme der Uufuanjama, Ombarantu und Ombandja gedacht und mehr auf moralische Wirkung berechnet. Auch Naulila war ein solches und stellte uns demgemäß, wenn es nicht inzwischen wesentlich verstärkt worden war, vor keine unlösbare Aufgabe.

Die Patrouillenmeldungen, die inzwischen zahlreicher einliefen, entwickelten nun allerdings ein wesentlich anderes Bild von der am Kunene zu erwartenden Lage, als bisher nach allen Voraussetzungen anzunehmen war. — Die ganze nähere Umgebung des Forts wimmelte von portugiesischen Patrouillen, die Flussufer waren in weitem Umkreis vom Gegner stark besetzt. Die Angabe über 16 Mann Besatzung schien also doch nicht mehr ganz zuzutreffen. — Es folgte ein wüster, anstrengender Nachtmarsch durch unwegsame Gegend. Alle paar Minuten fiel ein Geschütz oder ein Munitionswagen um, der in der Dunkelheit über einen Baumstumpf gefahren war, mußte mühselig wieder aufgerichtet werden und durch Steigerung des an sich schon scharfen Tempos wieder einholen, was er versäumt hatte. Es durfte selbstverständlich kein Licht gemacht werden und mußte so still wie möglich zugehen. Man hörte nichts wie das Klatschen der Fahrerpeitschen und das Atmen der schwer arbeitenden Menschen und Tiere.

Am 16. Dezember gegen Morgen war der Punkt erreicht, den wir später „Kunenelager“ genannt haben; er lag dicht am Ufer, etwa 25 km südwestlich von Naulila. — Vor uns strömte als breites blaues Band zwischen feinen schilfbestandenen Ufern deutlich erkenn-

bar, der prachtvolle Kunenefluß, durch sieben schwere Wochen das Ziel unserer Sehnsucht und unserer Anstrengungen — und war vom Gegner besetzt! — Wir machten uns darauf gefaßt, uns schon an diesem Morgen das Wasser erkämpfen zu müssen, hatten aber das Glück, etwa 1500 m diesseits des Ufers ein Wasserloch zu finden, das wohl durch Druckwasser vom Kunene her gefüllt und dessen ziemlich klarer Inhalt ausreichend war für uns und die durstigen Tiere.

Dieser Augenblick war der kritischste der ganzen Expedition. Der Gegner war nach allem, was die Offizierspatrouillen in den letzten Tagen erkundet hatten, ziemlich stark, anscheinend sogar wesentlich stärker als die kleine deutsche Truppe, und vor allem, er sperrte uns vom Wasser ab, konnte uns wenigstens absperren. Am jenseitigen Ufer, keine 3000 m von unserem Lager entfernt, lag als einzige Erhebung auf 50 km im Umkreis eine kleine Anhöhe, der sogenannte Kampiliberg, der strategisch die ganze Gegend vollständig beherrscht. Diesen hatten die Portugiesen besetzt und sich dort, wie sich später herausstellte, sogar mit Artillerie eingebaut. Es kam nun alles darauf an, ob sie uns an unser Wasserloch, das vollständig ungedeckt in ihrem Feuerbereich lag, heranlassen würden oder nicht. Wenn nicht, so gab es nur zwei Möglichkeiten: Umkehren und nach Hause reiten — oder sofort angreifen.

Das erste wäre weder nach unserem Geschmack, noch ungefährlich gewesen. Es hätte schon schwer gehalten, mit den erschöpften Tieren wieder zu der Wasserstelle zurückzugelangen, die wir tags zuvor verlassen hatten. Zudem wäre es ein mehr als gewagtes Unternehmen gewesen, mit einem auch für die Eingeborenen offen-

sichtlichen Mißerfolge unverrichteter Dinge zurückzukommen; die Dyambostämme, durch deren Gebiet der Rückmarsch etwa acht Tage lang führen mußte, hätten jede Achtung und Angst vor dem kleinen Häufchen Schutztruppe verloren und wären mit größter Wahrscheinlichkeit über uns hergefallen.

Die andere Möglichkeit aber, der sofortige Angriff, erschien fast noch aussichtsloser. Der Versuch, mit den von dem anstrengenden Nachtmarsch abgetriebenen, durstigen Pferden und übermüdeten Menschen den Kunene zu forcieren gegen einen in fester Stellung eingebauten überlegenen Gegner, hätte keine Aussicht auf Erfolg gehabt und uns zudem soviel Munition gekostet, daß der eigentliche Zweck der ganzen Expedition, der Angriff auf Naulila, wohl kaum mehr zur Ausführung gelangen konnte.

Zu unserer Freude und unserem grenzenlosen Erstaunen wurden wir gar nicht vor diese Wahl gestellt, denn die Portugiesen ließen uns unbegreiflicherweise volle 36 Stunden in aller Ruhe gewähren. Unter dem Schutz der feuerbereiten Gebirgsgeschütze begannen wir vorsichtig zu tränken und die Wassersäcke zu füllen. Die Portugiesen saßen drüben, im Scherenfernrohr deutlich erkennbar, beobachteten uns — und schwiegen. Franke nützte die Zeit aus, die uns der Gegner so unverhofft zur Verfügung stellte: Die genaue Lage des Forts wurde erkundet — endlich glückte auch das! —, Artilleriestellungen ausgesucht, eine für Fahrzeuge benutzbare Pfade durch den unwegsamen Busch geschlagen und der Angriff für den Morgen des 18. Dezember angeordnet.

Die Portugiesen schienen diesen vom Fluß her, also aus südwestlicher Richtung, zu erwarten, wie nach der

starken Besetzung der Ufer anzunehmen war. Franke beschloß deshalb, hier nur eine Kompagnie vorgehen zu lassen, die die Aufgabe hatte, den Gegner zu täuschen, zu beschäftigen und ihm womöglich den Rückzug über den Fluß abzuschneiden. Er selbst wollte mit den übrigen Truppen, in weitem Bogen ausholend, von Osten her überraschend angreifen. Am 17. nachmittags brachen wir auf. Prachtvoll war die Stimmung der Leute. Wie stark der Gegner war oder sein könnte, kümmerte sie gar nicht; daß wir ganz glatt den „Kram schmeißen“ würden, war selbstverständlich und bedurfte keiner Erwähnung. Nach dem wochenlangen mühseligen Anmarsch erschien ihnen das bevorstehende Gefecht als eine Belohnung.

Um unser Abrücken einigermaßen zu verschleiern, mußte die 2. Kompagnie noch zurückbleiben und stundenlang ihre Pferde tränken; erst nach Einbruch der Dunkelheit folgte sie. Trotzdem jede Truppenbewegung durch die verwünschten Staubwolken dem Gegner verraten werden mußte, die sich unvermeidlich wie schwere graue Nebelschwaden der reitenden Truppe anhängen und sich weit über diese erheben, scheint die beabsichtigte Täuschung doch bis zu einem gewissen Grade gelungen zu sein. Denn am folgenden Morgen, zu derselben Zeit, als wir das Fort angriffen, eröffnete der Gegner vom Kampilberg her ein kräftiges Artilleriefeuer auf — unser verlassenes Lager!

Auf den 18. Dezember, früh 4,15 Uhr, war der Angriff angesetzt, den die am Fluß vorgehende 2. Kompagnie unter Hauptmann v. Watter eröffnen sollte. Es zeigte sich indessen, daß sie ihre Aufgabe in der ursprünglich geplanten Form nicht lösen konnte. Sie

wurde mehrfach durch die am Ufer verborgenen Abteilungen der Portugiesen in kleinere Gefechte verwickelt und ihr Vormarsch dadurch so stark verzögert, daß sie beim Fort erst eintraf, als dieses von Franke schon genommen war. Aber sie hat zweifellos so starke feindliche Kräfte gebunden, daß dadurch erst der schnelle Erfolg des von Osten angesetzten Angriffs möglich wurde.

Nach lautlosem Nachtmarsch war auch die von Franke geführte Angriffsgruppe in die unmittelbare Nähe des Forts gelangt; mit Ungeduld horchten wir in die Nacht hinaus, ob nicht bald vom Kunene her das Getatter des Infanteriefeuers ertönen wollte. Die verabredete Zeit war erreicht, war schon verstrichen; es war 4,30—4,45 Uhr — noch immer blieb alles still; die Spannung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Wenige Minuten vor 5 Uhr ertönte fernher ein einzelner, schwach hörbarer Schuß — jetzt wußten wir, was kommen würde: Wir waren bemerkt, verraten von den Schwarzen und den niederträchtigen Staubwolken, die so dicht emporstiegen, daß man Mühe hatte, die Fühlung mit dem Vordermann nicht zu verlieren. Wir wollten überraschend angreifen, aber die Überraschung war zunächst auf unserer Seite.

Unmittelbar nach dem Warnungsschuß prasselte ein hageldichtes Infanteriefeuer von allen vier Seiten in unsere noch in Marschkolonne reitende Truppe hinein und zwang sie zu beschleunigter Entwicklung. — Kurze, klare Befehle durchschnitten die Luft: fast gleichzeitig setzte auch deutscherseits das Infanteriefeuer ein, bellten die Maschinengewehre los — wenig später übertönt von dem starken Laut der Geschütze. — Das Gefecht war im Gange und steigerte sich in wenigen Minuten zu größter

Hefigkeit. — In strahlender Pracht stieg im Osten die Dezembersonne über den Horizont und beleuchtete mit ihren ersten Strahlen das Bild des ungleichen Kampfes.

Das Gelände war für die einheitliche Führung eines Angriffs so ungünstig wie möglich. Dichter graugrüner Dornbusch, dazwischen einzelne Termitenhügel, mächtige Affenbrotbäume, eine kleine sandige Lichtung — dann wieder staubbedeckter Busch, der die Orientierung fast vollständig behinderte. Vom Fort Naulila war noch immer nichts zu sehen; desto mehr aber zu hören. Waren wir noch bis zu diesem Augenblick im unklaren gewesen, wie stark der Gegner einzuschätzen sei, so wurden nunmehr alle Zweifel behoben, daß wir es mit weit überlegenen Streitkräften zu tun hatten. Fast sieben kostbare Wochen hatte der mühselige Anmarsch gekostet, und die Portugiesen hatten sie gründlich ausgenützt. Aus dem nachher im eroberten Fort vorgefundenen Aktenmaterial geht einwandfrei hervor, daß der Gegner in Naulila etwa 1200 bis 1300 Mann mit drei bis vier Erhardt-Geschützen und vier Maschinengewehren zusammengezogen hatte — reichlich genug, um uns einen heißen Empfang zu bereiten.

Einbegriffen in diese Zahl waren zwei Züge Kavallerie (schätzungsweise 80 Mann) und etwa 500 Mann Mozambique-Aksaris, die sich ausgezeichnet geschlagen und uns fühlbare Verluste zugefügt haben. In den dichtbelaubten Kronen der mächtigen Affenbrotbäume saßen sie völlig unsichtbar versteckt und machten Scheibenschießen auf unsere Köpfe. Und sie schossen gut! — Rings um das Fort waren Schützengräben ausgehoben, die Dornbuschhecken verstärkt und selbst ein primitiver

Stachelbrahtverhau in Angriff genommen worden. Jede der im Busch verstreut liegenden Eingeborenenhütten war mit Askaris besetzt und mußte durch unsere Artillerie erst systematisch ausgeräuchert werden. Im dichten Laubwerk versteckt, lauerten die schwarzen Halunken, ließen die Unserigen auf zehn bis fünf Schritte herankommen und feuerten aus tödlicher Nähe. Führer auf der gegnerischen Seite war der Kommandeur der portugiesischen Schutztruppe, der vielgefeierte Oberst Rocadas.

Unter diesen Umständen hatte die beim Fort angelegte Angriffsgruppe einen ungemein schweren Stand. Abzüglich der 2. Kompagnie, die vorerst nicht unmittelbar in Erscheinung trat, der Pferdehalter, der Funker usw., brachten wir zu dem hier einsetzenden Kampf noch rund 200 Mann ins Feuer, die somit eine der schwersten Aufgaben zu lösen hatten, denen die südwestafrikanische Schutztruppe je gegenübergestanden hat. Aber es ging — denn es mußte gehen! Bei der Unübersichtlichkeit des Geländes konnte es nicht ausbleiben, daß sich die anfänglich einheitlich angelegte Front bald in einzelne Kampfgruppen teilte, die unter Leitung der Unterführer mehr oder weniger selbständig arbeiten mußten.

Die drei Infanteriezüge der 6. Kompagnie gingen ausgeschwärmt sprungweise vor und arbeiteten sich konzentrisch an den Gegner heran. Am linken Flügel leistete der Maschinengewehrzug in vorzüglichem Zusammenwirken mit den beiden 96er Feldgeschützen gründliche Arbeit gegen die feindlichen Gräben. Der auf dem rechten Flügel vorgehende Zug wurde von dem Kompagnieführer selbst in stürmischem Vordringen binnen knapp einer Stunde bis auf etwa 80 m an den

Gegner herangebracht und hielt unter schweren Verlusten fast ohne jede Deckung stand. Die Gebirgsbatterie schoß ruhig und sicher; mit der ersten Gruppe war die Entfernung erschossen, der fünfte Schuß saß. Einer der nächsten traf das portugiesische Munitionslager, das mit schweren, stundenlang sich fortsetzenden Detonationen in die Luft ging; binnen wenigen Minuten stand das ganze Fort in Flammen.

Infolge der Unübersichtlichkeit des Geländes mußten die Geschütze zunächst auf knapp 1000 m auffahren und diese Entfernung allmählich durch langsames Vorgehen noch weiterhin verringern. Die Infanterie hatte sich inzwischen so dicht an den Gegner herangearbeitet, daß unsere Schrapnellstreuung noch in die eigene Linie hineinreichte und der Führer um Einstellung des Artilleriefeuers bat. Statt dessen gingen die beiden Zugführer im dichtesten feindlichen Feuer kurzerhand mit ihren Geschützen vor und stellten sich unmittelbar hinter unsere erste Linie, die hier schon bedenklich dünn geworden war. So kam das Kuriosum zustande, das wohl auch nur im afrikanischen Buschkrieg möglich werden konnte, daß Artillerie gegen Schützengräben auf eine Entfernung von 120 m! kämpfte.

Ein letzter verzweifelter Versuch der Portugiesen, uns durch Einsatz ihrer Kavallerie die Pferde abzujagen und das Verhängnis aufzuhalten, war inzwischen in unserer Maschinengewehrfeuer erstickt. — Aber auch unsere Verluste waren schwer. Von den Offizieren fielen binnen knapp einer Stunde 60 Prozent mehr oder weniger schwer verwundet aus; Franke selbst erhielt einen Schuß, der steil von oben (aus einer Baumkrone) das Gesicht und die linke Schulter durchschlug. Er hielt

sich für tödlich getroffen, gab die Führung an Hauptmann Trainer ab und befahl zu stürmen.

An Infanterie, die zum Sturm angeführt werden konnte, befand sich in erreichbarer Entfernung lediglich der Zug Weiß; er bestand in diesem Augenblick noch aus sechs (sprich sechs!) unverwundeten Unteroffizieren und Reitern; der Rest lag blutend im Sande. Ein schneller Entschluß war nötig; lange konnte es so nicht mehr weitergehen, und ein Mißlingen unseres Angriffs wäre gleichbedeutend gewesen mit restloser Vernichtung der ganzen Truppe. Es gab nur eine Wahl: Der Führer ließ die Geschütze stehen, wo sie standen, und setzte deren Bedienungsmannschaft zum Sturm an.

28 Mann! — 22 Kanoniere und 6 Infanteristen — pflanzten das Bajonett auf und — stürmten! Hauptmann Weiß und Leutnant d. N. Wieder an der Spitze, drangen sie durch den noch unversehrten Dornbuschverhau und erreichten im ersten Anlauf das innere Fort, in dem der durch unser Artilleriefeuer demoralisierte Gegner keinen nennenswerten Widerstand mehr leistete. — Ein schwaches Hurra aus ausgehörten Kehlen, einige kerndeutsche Kolbenhiebe — und auf der Spitze des Trümmerhaufens, der sich ehemals Naulila nannte, stieg die schwarz-weiß-rote Flagge empor. — Das Gefecht hatte nur vier Stunden gedauert! — Das war der erste bewaffnete Zusammenstoß zwischen Deutschen und Portugiesen, den die Geschichte kennt, und er endigte mit einem vollständigen Sieg der Deutschen gegen sechsfache Übermacht.

Das Bild der Zerstörung war vollständig. Das Fort lag in Schutt und Asche, die Besatzung der Gräben war tot, der große Rest der portugiesischen Streitmacht unter Führung ihres Nationalhelden Rocadas — aus-

gerissen! Die Verluste des Gegners an Toten betragen etwa 150 Mann; die Zahl der Leichtverwundeten kennen wir nicht. 29 Schwerverwundete, 37 unverletzte Gefangene, einige Duzend Pferde, Geschütze, Maschinengewehre und Munition blieben in unserer Hand. Eine französische Meldung gibt die Gesamtzahl der Verwundeten auf 300 an. Die Verluste an schwarzen Soldaten sind in diesen Zahlen anscheinend nicht mit inbegriffen.

Der abziehende Gegner scheint in kopfloser Flucht den Ort des Schreckens verlassen zu haben und, zum Teil wenigstens, einem elenden Schicksal zum Opfer gefallen zu sein. Der von den Portugiesen jahrelang mit Mühe und brutaler Gewalt niedergehaltene Ovambo-Stamm der Guamatu hielt den Augenblick für gekommen, um über den verhassten Unterdrücker herzufallen. Drei Tage später ließ uns der Häuptling sagen, er hätte die fliehenden Portugiesen totgeschlagen. Schweigend hörten wir die Botschaft an; was wäre unser Schicksal gewesen, wenn wir geschlagen wurden?

Der erkämpfte Erfolg war ein vollständiger; wie vollständig, haben wir erst später erkannt. Bevor Rocadas mit dem Reste seiner Truppen von Denguena-Humbe abzog, wo die Flucht vorübergehend zum Stillstand gekommen war, befahl er die Räumung sämtlicher Forts im Abschnitt Naulila—Guamatu, da er befürchtete, vom Rückzuge abgeschnitten zu werden. Er gab damit ein Gebiet preis, das nahezu der Größe des Königreichs Bayern entspricht. Hinter ihm aber flammte an allen Ecken der Eingeborenenaufstand auf, der ungewöhnliche Ausdehnung und Hefigkeit annahm und zu langdauernden Kämpfen im Süden Angolas geführt hat.

Bezeichnend für die kopflose Panik, die die portugiesischen Truppen nach ihrem Abzug von Naulila ergriffen zu haben scheint, ist der Bericht eines portugiesischen Offiziers über das Gefecht, in dem er sich soweit versteigt, zur Beschönigung der Niederlage die Zahl der deutscherseits eingesetzten Truppen auf das 10-, ja auf das 30fache ihrer tatsächlichen Stärke zu vervielfältigen. Dieser Bericht, der vom 9. Februar 1915 stammt und in der Lissaboner Zeitung „O Mundo“ veröffentlicht worden ist, erscheint um so bemerkenswerter, als er uns über die Vorgänge auf portugiesischer Seite Aufschluß gibt und in mehr als einer Hinsicht bezeichnend ist. Ich entnehme ihn den bei Voll & Picardt, Berlin, erscheinenden Monatsheften, in denen unter dem Titel „Der Heldenkampf unserer Kolonien“ alle bisher erschienenen Mitteilungen des Reichs-Kolonialamtes zusammengestellt sind. Der Bericht lautet:

„Der Kampf bei Naulila fand am 18. Dezember statt, genau zwei Monate nach dem bekannten Vorfall, der den Angriff der Deutschen provozierte. Die Schlacht fing um 5 Uhr morgens an und dauerte vier Stunden und endigte mit der Zerspaltung unserer Truppen. Der Befehlshaber Rocadas hatte ungefähr 1000 Mann bei sich. Der Rest der Truppe war in verschiedenen Orten von Cuamato und an den Übergängen des Flusses Kunene zu deren Beschützung verteilt. Wie groß war nun die Anzahl der Deutschen? Keiner weiß dies bestimmt anzugeben! Einige reden von 3000, andere von 9000, und wieder andere bezeugen, daß sie weniger als die Unserigen waren. Gewiß ist jedoch, daß sie alle Europäer (weiße Soldaten) waren, und zwar alle be-

ritten. Selbst die Infanterie war zu Pferde. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß sie besser bewaffnet waren als die Unserigen. Sie besaßen 8 Kanonen und 16 Maschinengewehre, während die Unserigen 3 Geschütze Erhardt und 4 Maschinengewehre hatten.

„Schon vor einiger Zeit war die deutsche Kolonne einige Kilometer südsüdlich vom Kunene erschienen, wo sie sich einlagerte. Der Kommandant Rocadas erwartete daher, daß sich der Kampf oder der Angriff östlich oder südlich abspielen würde. Und in diesen beiden Richtungen nahm er Stellung und ließ Laufgräben auswerfen, in einem Viertelkreise, wobei er den westlichen Teil in der Nähe des Flusses fast vollständig unbefestigt ließ. Jedoch gerade in diese Gegend verlegten die Deutschen den Hauptteil ihrer Mannschaften, besonders ihre Artillerie, indem sie von dort aus zur selben Zeit das Fort und die Truppen, die an der Süd- und Ostfront verteilt waren, bombardierten, wodurch wir uns von hinten angegriffen sahen. Man muß bemerken, daß die Stellungen der Unserigen ungefähr 1 bis 1½ km vom Fort entfernt waren.

„Der Kommandant Rocadas erwartete, am 18. angegriffen zu werden, und wirklich bei Sonnenaufgang wurde der Angriff durch ein plötzliches und fürchterliches Feuer der vereinigten Infanterie und Artillerie ausgeführt. Die Deutschen hatten einen großen Umweg nach Süden gemacht, bis sie Stellungen während der Nacht etwa 200 bis 300 m entfernt von den Laufgräben nahmen, dort ihre Artillerie installierten, wovon keiner der Unserigen etwas merkte. Die Häuser des Forts waren mit Gras bedeckt. Die feindliche Artillerie versuchte sie durch Bomben in Brand zu setzen. Die Baracke, in der die Munition lag, wurde als erste getroffen und

flog in die Luft. Nachdem der Kampf vier Stunden gedauert hatte und unsere Truppen ihre Munition, die sie in der Patronentasche bei sich führten, verschossen hatten, mußte gezwungenerweise der Rückzug angetreten werden, da keine Reserve von Patronen und Granaten mehr existierte.

„Unsere 1. Schwadron führte sich am besten. Fast alle ihre Offiziere und ein großer Teil der Leute blieben im Karree, ohne die Pferde mitzurechnen; von letzteren, 130, wurden 100 getötet. Die Deutschen zielten zuerst immer auf die Pferde.

„Außer uns erlitten die »Landins« aus Mozambique die meisten Verluste. Die Anzahl der Toten und Gefangenen ist nicht bekannt, einige sagen 150, während andere 300 angeben.

„Als die Schlacht zu Ende ging und die Munition fehlte, war die Panik allgemein, und man zog sich in Unordnung und in kleineren Gruppen in der Richtung nach Denguena-Humbe zurück.

„Kocadas machte äußerste Anstrengungen, um die Geschütze zu retten; nur ein durch Granaten zerstörtes Maschinengewehr wurde zurückgelassen. Bevor Kocadas mit dem Reste seiner Truppen nach Denguena abzog, befahl er die Räumung sämtlicher Forts und folglich der ganzen Region von Guamato, da er eine Verfolgung der Deutschen befürchtete, welche ihm den Rückzug hätte abschneiden können. Glücklicher- und unbegreiflicher- weise fand die Verfolgung nicht statt. Alle Offiziere stimmen darin überein, daß, wenn die Deutschen unsere Truppen verfolgt hätten, nicht ein Mann entschlüpft wäre. Sollten daher die Deutschen nur die Absicht gehabt haben, das Fort von Naulila zu zerstören, um die

Zat vom 18. Oktober zu rächen? Oder wollten sie sich erst wieder reorganisieren, ehe sie den Vorstoß zu unternehmen gedenken? In Kürze wird man darüber urteilen können!

„Unsere Truppen kamen ausgehungert und verdurstet am 19. zwischen 11 und 12 Uhr in Humbe an. Die Soldaten hatten die Waffen weggeworfen, um schneller fliehen zu können. Rocadas hatte Befehl erteilt, daß man die gesamte Munition des Forts »Rocadas«, gegenüber von Humbe, an der anderen Seite des Flusses, vor dessen Mündung zerstören solle.

„Um 2 Uhr fand eine fürchterliche Explosion statt, verursacht durch die aufeinanderfolgenden Explosionen von Tausenden von Patronen. Man kann sich daher die Wirkung auf die Soldaten und die Einwohner von Humbe vorstellen!

„Diese waren von nichts unterrichtet, und man vermutete einen Angriff der Deutschen vom Fort »Rocadas« aus. Die Panik war fürchterlich. Alle stürzten in der Richtung nach Ypilenge davon; keiner dachte daran, Lebensmittel mitzunehmen. Rocadas bezeichnete Cahama und nachher Gambos als Sammelpunkt. Er befindet sich heute mit dem Hauptquartier in Chihemba (Gambos). Die Truppen sind in der Umgegend von Tzepepe, einer Kalkgrube, verteilt, wo sich etwas Wasser befindet!

„Ungefähr 500 Marinesoldaten sind nach Gambos abgereist. In Mossamedes sind sieben 3000 Mann eingetroffen. Werden diese Verstärkungen genügen, um die Offensive zu ergreifen? Die Meinungen sind, daß man nichts unternehmen solle! Die Verpflegung allein schon wäre unmöglich. Zwischen Gambos und dem Kunene

findet man nicht einen Grashalm und keinen Tropfen Wasser.

„Fünf oder sechs Tage nach seiner Ankunft in Gamboos entsandte Rocadas eine kleine Abteilung Kavallerie nach Humbe, um dort zu bleiben und zu sehen, was vor sich geht, mit der Weisung, das Land womöglich wieder zu besetzen. Man sagt, daß diese Vorhut in Humbe sei, und daß sich die Deutschen in Naulila befänden; die Lage dieser Leute in Humbe wird daher als gefährlich angesehen. Allein das Fort »Rocadas«, mit allem was darin war, nämlich Lebensmittel und Munition, wurde zerstört. Dieses Fort war unser hauptsächlichstes Vorratslager! In anderen Ortschaften besaßen wir auch Waffen und Munition, besonders in Humbe; in Guamato befanden sich für etwa 20 Centes »Massange«, die Hüttensteuer der letzten Jahre; alles dieses wurde von unseren Truppen unzerstört zurückgelassen.

„Man hatte keine Zeit, da man schnell fliehen mußte. Rocadas glaubte immer den Rückzug abgeschnitten zu sehen. In Humbe sowohl wie in Guamato befanden sich auch einige Handelshäuser. Auch die Kaufleute flohen unter Zurücklassung ihrer Waren. Viele ließen sogar ihr Geld zurück. In dem Regierungsgebäude von Humbe wurden sämtliche Gelder und Dokumente zurückgelassen. Und alles dieses wurde geplündert und geraubt durch die Wilden, in Guamato durch die Guamatos, in Humbe durch die Muhumbes und in Denguena durch die Denguenas. Sowie unsere Truppen anfangen sich zurückzuziehen, erhoben sich genannte Stämme und gaben sich der Plünderung in einer unglaublichen Weise hin. Alle Wagen wurden ebenfalls geplündert und die Ochsen abgeführt.

„Eine noch ernstere Tatsache war, daß in Guamato die Wilden auf die Unserigen feuerten, welche hauptsächlich aus Schwarzen bestanden, bei dem Übergang vom Fort nach dem Kunene; ungefähr 1500 Guamatos hatten sich mit »Martini«-Gewehren bewaffnet. Und keiner hat sie während des Kampfes bemerkt! Sie haben sich durch die vorgefundenen Waffen und Munition, die in den Forts lagen, für längere Zeit versorgt. Man hat keine Nachrichten von den Posten Ewale, Casu und Casima. Sollten die Guanhamas, die auch nirgends erschienen, sich dieser Punkte bemächtigt haben? In der Mission Zuipilenge waren die beiden Priester die einzigen, welche mutig auf ihrem Platze verblieben, überhaupt die einzigen Weißen in der Umgegend von Humbe, die nicht flohen. Der Pater Martinhe mußte jedoch infolge Befürchtungen nach Gambos gesandt werden. Von der Mission Ewale bleibt man ohne Nachrichten.“

Unsere Aufgabe war gelöst: Der feige Mord von Naulila hatte blutige Vergeltung gefunden, der unser Schutzgebiet von Norden bedrohende Gegner war geschlagen und die Gefahr eines portugiesischen Einfalls fürs erste gründlich beseitigt. — Wir traten den Rückmarsch an.

Gefangene portugiesische Offiziere haben uns später mit der Miene gekränkter Unschuld gefragt, wie wir denn in aller Welt dazu gekommen wären, Angola oder Portugal für den Mord von Naulila verantwortlich und diesen zum Gegenstand ernster Feindseligkeiten zu machen? Wie es denn hätte geschehen können, daß wir sie, die harmlosesten aller Mitteleuropäer, zur Rechenschaft zogen für die „Wahnsinnstat eines einzelnen“, der

übrigens dafür mit 20 Jahren Kerker bestraft worden sei? — Demgegenüber sei nochmals nachdrücklich hervor-
gehoben:

1. Dem Distriktschef von Humbe sind die Vorgänge vom 18. Oktober 1914 noch am gleichen Tage bekannt geworden, an dem sie sich abspielten, und von diesem zweifellos dem Gouvernement von Angola mitgeteilt worden.

2. Der Gouverneur von Angola hatte volle zwei Monate Zeit, sich über die Sachlage zu vergewissern, dem Gouvernement von Deutsch-Südwestafrika sein Bedauern auszusprechen und damit den „Casus belli“ aus der Welt zu schaffen. Es geschah jedoch nichts dergleichen.

3. Statt dessen wurde die Besatzung des Forts Naulila von 16 auf 1200 Mann verstärkt und alle Vorbereitungen getroffen, um einem bewaffneten Einschreiten der deutschen Schutztruppe wirksam begegnen oder einem solchen zuvorkommen zu können.

Nach alledem erscheint es ganz unzweifelhaft, daß in dem portugiesischen Vorgehen planmäßige und beabsichtigte Feindseligkeit zu erblicken war, die früher oder später zu einem offenen Überfall auf unser Schutzgebiet geführt haben würde. Diese Annahme findet weitgehende Bestätigung in dem Verhalten der Portugiesen in der Frage der deutschen Handelsschiffe, die im Jahre 1916 zur Kriegserklärung geführt hat. Daß hinter alledem als Triebfeder England und immer wieder England steht, bedarf eigentlich keiner besonderen Erwähnung, wird aber unter anderem auch durch folgende Tatsachen bekräftigt: Das portugiesische Infanteriegewehr, das wir hier in Naulila kennen gelernt und in zahlreichen Exemplaren erbeutet hatten, fanden wir drei Monate

später nach dem Gefecht von Jakalswater wieder bei — den Buren! Nicht etwa nur dasselbe Modell! Die Waffen entstammten offenbar ein und derselben Lieferung; man hatte es nicht einmal für nötig befunden, die in portugiesischer Sprache eingelassene Gravierung des Gewehrschlosses zu entfernen oder zu ändern. — Das war im März 1915! — Eine englische Zeitung, die mir nach der Kapitulation des Schutzgebietes der englische Ortskommandant von Dutjo unvorsichtigerweise zu lesen gab, sprach von den Portugiesen offen als von den Verbündeten („allies“) Englands — im August 1915!

Ein Verwundetentransport.

Der Kampf war beendet. Die Truppe ging in Stellung, um gegen Überraschungen zu sichern, das Gefechtsfeld wurde aufgeräumt und nach Verwundeten abgesehen, die Toten bestattet. Die 29 meist schwerverwundeten Portugiesen, die uns Rocadas zurückgelassen hatte, bedeuteten für den bevorstehenden Rückmarsch eine außerordentliche Mehrbelastung des Sanitätspersonals und unserer recht dürftigen Vorräte an Verbandmitteln. So waren wir dem gütigen Schicksal aufrichtig dankbar, als wir in den rauchenden Trümmern des Forts einen Ochsenwagen erbeuteten, der mit dem denkbar besten Sanitätsmaterial aller Art beladen und durch einen merkwürdigen Zufall der allgemeinen Zerstörung entgangen war.

Das Sanitätspersonal bestand aus drei Ärzten und einigen Sanitätsunteroffizieren. Unter einem dicken Affenbrotbaum bauten wir uns einen Tisch, nannten